

Joss Stirling

Calling
Crystal

Die Macht der Seelen 3



© privat

Joss Stirling studierte Anglistik in Cambridge und war schon immer von der Vorstellung fasziniert, dass es im Leben mehr gibt, als man mit bloßem Auge sehen kann. Mehr über die Autorin unter www.josstirling.co.uk

Michaela Kolodziejcok hat Sprachwissenschaften, Publizistik und Amerikanistik studiert, bevor sie mehrere Jahre als Kinder- und Jugendbuchlektorin tätig war. Seit 2003 arbeitet sie als freiberufliche Lektorin und Übersetzerin. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Joss Stirling

Calling
Crystal

Die Macht der Seelen 3

Roman

Aus dem Englischen von
Michaela Kolodziejcok

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtvjunior.de

Von Joss Stirling sind bei dtv junior außerdem lieferbar:

Finding Sky. Die Macht der Seelen 1
Saving Phoenix. Die Macht der Seelen 2
Misty Falls. Die Macht der Seelen
Raven Stone. Wenn Geheimnisse tödlich sind



Ungekürzte Ausgabe
2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2013 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2012 Joss Stirling
Titel der englischen Originalausgabe: Seeking Crystal
2012 erschienen bei Oxford University Press
This translation is published by arrangement with Oxford University Press
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Johanna Basford
Gesetzt aus der Berling
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71637-6

Für meine Schwester Jane,
die mit mir durch Venedig gepaddelt ist.



Kapitel I

Denver, Colorado

Der Abend, an dem sich mein Leben veränderte, begann damit, dass ich ein absolut unübertreffliches Dessert verspeiste: Himbeer-Käsekuchen mit dunkler Schokoladensoße. Meine Schwester und ich waren gerade erst aus Italien nach Amerika zurückgekehrt und hatten beide mit einem ziemlich heftigen Jetlag zu kämpfen; aus Erfahrung wussten wir allerdings, dass wir das Zubettgehen so lange wie möglich hinauszögern sollten, damit sich unser Biorhythmus schnell wieder einpendelte. Und so waren wir in ein Restaurant gegangen, anstatt in unsere Kissen zu sinken, was mir bedeutend lieber gewesen wäre. Aber wenn wir unseren Schlaf schon dem guten Zweck opfern mussten, dann hatten wir uns wenigstens eine süße Belohnung verdient. Und ich war nicht enttäuscht worden.

Diamond saß über ihren Teller gebeugt und kostete nur löffelchenweise von ihrem Nachtisch; ihr Appetit ging gegen null.

»Hast du dir schon überlegt, was du morgen machen



willst, während ich auf dieser Konferenz bin?«, fragte Diamond. »Du könntest dich hinten reinsetzen, aber ich bezweifle, dass dich das Thema ›Savant-Verbrechen: Umgehensweise mit den Tätern‹ auch nur ansatzweise fesseln wird.«

Sie kannte mich echt in- und auswendig. Ich konnte wirklich darauf verzichten, einem Haufen begabter Menschen mit grandioser extrasensorischer Wahrnehmung dabei zuzuhören, was für Cracks sie darin waren, die Probleme der Welt zu lösen. Allein der Gedanke daran brachte mich zum Gähnen, sodass mich tatsächliche Vorträge über Dinge, von denen ich so gut wie keine Ahnung hatte, vermutlich schlagartig ins Koma versetzen würden.

»Ich glaube, das schenke ich mir lieber.«

»Sie werden es dir sicher nicht übel nehmen.« Diamond hatte sich von meinem Gähnen anstecken lassen, hielt sich aber im Gegensatz zu mir eine Serviette vor den Mund.

»Wer sind denn ›sie‹?«

»Das hab ich dir doch erzählt.«

Wollte sie wirklich die Hälfte ihres Desserts stehen lassen? Ich bäugte hoffnungsvoll ihren Teller und drehte meine Gabel zwischen den Fingern. »Ach echt? Sorry, da hatte ich wohl auf Durchzug geschaltet. Du kennst mich doch.«

Diamond seufzte. Sie hatte es aufgegeben, mich dazu kriegen zu wollen, dass ich mich mit Dingen beschäftigte, die ich ihrer Ansicht nach wissen müsste; sie hatte eingesehen, dass ich ein Dickkopf war und nur



dann zuhörte, wenn es mir in den Kram passte. Als kleine Schwester bin ich eine echte Herausforderung.

»Dann erzähl ich es dir besser noch mal, denn du wirst unter Garantie einige der Leute von der Konferenz auf der Abendveranstaltung treffen.« Wie immer klang ihre Stimme unglaublich geduldig, als sie mit mir sprach. »Das Ganze ist von einer einflussreichen amerikanischen Savant-Familie organisiert worden, den Benedicts; mehrere von ihnen arbeiten in der Verbrechensbekämpfung.«

»Und diese einflussreiche Familie hat die international anerkannte Schlichterin Diamond Brook angefleht, als Stargast bei ihrer Veranstaltung eine Rede zu halten.« Ich grinste sie an. »Sie haben Glück, dich zu kriegen.«

»Hör auf, Crystal. So ist das nicht.« Süß, wie mein Loblied auf ihre herausragenden Fähigkeiten sie in Verlegenheit brachte. »Es gibt keine Stars im Savant-Netzwerk; wir arbeiten alle Hand in Hand.«

Ja, klar doch. Vergesst, was sie gesagt hat; wir wussten alle, dass sie etwas ganz Besonderes war. Im Gegensatz zu mir. Ich war bei diesen Spritztouren quasi nur ihr Kofferkuli, der Roadie der Diamond-Tour.

»Keine Ahnung, was ich machen werde. Vielleicht gehe ich ein bisschen shoppen.« Ich kratzte die letzten Reste von meinem Dessertteller und hinterließ mit den Zinken der Gabel kunstvoll geschwungene Linien in der Soße. »Ich brauche eine neue Jeans und Denver scheint mir ein guter Ort für Schnäppchen zu sein; hier ist alles viel billiger als zu Hause. Wenigstens das Shoppen hab ich drauf.«



Auf mein unanständiges Vorhaben reagierte Diamond mit diesem gewissen Gesichtsausdruck, bei dem ihre seelenvollen braunen Augen voller Sorge sind. Und prompt ließ sie auch schon den schwesterlichen Fürsorgeappell vom Stapel; sie konnte einfach nicht anders, auch wenn wir beide vor Müdigkeit schon halb von unseren Stühlen rutschten.

»Crystal, ich hatte gehofft, du würdest die nächsten Tage vielleicht nutzen, um dir Gedanken über deine Zukunft zu machen, weißt du. Ich habe ein paar College-Broschüren mitgenommen, denn du solltest dein Examen wiederholen. Sie liegen im Koffer in unserem Hotel.«

Ich zuckte mit den Schultern. Ich hatte keine Lust, zu unserem Hotel zurückzukehren, nicht solange ich mir noch den schokoladigen Nachgeschmack auf der Zunge zergehen ließ.

»Oder wenn du das nicht willst, sollten wir vielleicht mal über eine Ausbildung nachdenken? Du hast dich doch schon immer für Design und Mode interessiert. Wir könnten Signora Carriera fragen, ob sie Hilfe beim Karneval braucht. Es wäre bestimmt spannend zu sehen, wie man in so kurzer Zeit dermaßen viele verschiedene Kostüme anfertigt, oder? Ich weiß zum Beispiel, dass sie zurzeit alle Hände voll zu tun hat, da sie außerdem noch die Outfits für einen großen Hollywoodfilm macht, der nächsten Monat in Venedig gedreht wird.«

Das klang zugegebenermaßen interessant, aber schon war der vergnügte Kellner wieder da und schenkte uns



mit einer übertriebenen Geste Kaffee nach. Vielleicht war er ein Schauspieler, der zwischen zwei Engagements ›pausierte‹. Ich hingegen war mit meinen neunzehn Jahren in Sachen eigener Karriere noch nicht mal aus dem Startblock herausgekommen.

»Wie war das Essen, meine Damen?«, fragte er, die Augen auf meine Schwester gerichtet, in der Hoffnung auf ein kleines Fitzchen Lob. Ganz offensichtlich hatte er sich bereits in Diamond verliebt, so wie die meisten Y-Chromosom-Träger es taten.

»Es war wunderbar, danke.« Sie schenkte ihm ein warmes Lächeln und ihr kinnlanges Haar schwang leicht hin und her, als sie aufblickte. Diamond hatte die elegante Frisur und die edlen Gesichtszüge einer Kleopatra – die Ähnlichkeit mit der Pharaonin kam nicht von ungefähr, denn unsere Mutter war Ägypterin. Dad war ein britischer Diplomat gewesen, der nach Kairo versetzt wurde, wo er sich in Mama verliebte und sie heiratete. Wir waren eine richtige Multi-kulti-Familie – Diamond und ich lebten jetzt in Venedig, mehr oder weniger in der Mitte zwischen unserem saftig grünen Heimatland Großbritannien und den staubigen Nilufern. Ich hatte keine sehr ausgeprägte nationale Identität. Italien war eher so etwas wie mein Adoptivland. Vielleicht war dieses Gefühl des Entwurzeltseins ein weiterer Grund für meine Unzufriedenheit mit mir selbst?

Der Kellner erinnerte sich schließlich daran, sich auch nach meiner Meinung zu erkundigen. »Und wie hat Ihnen das Dessert geschmeckt?«, fragte er höflich.



»Das war klasse.« Ich lächelte ihn an, aber sein Augenmerk lag längst wieder auf meiner Schwester. Sichtlich zufrieden trat er den Rückzug an. Mich nahm er wohl nur am Rande wahr, doch das konnte ich ihm nicht verübeln: Ich hatte die eher markanten Pharaonen-Merkmale mitbekommen, eine große Nase und kräftige Augenbrauen, aber nichts von der Eleganz, und zu allem Übel hatte ich auch noch die Löwenmähne der Familie meines Vaters geerbt. Vererbung war bei Savants meist eine komplizierte Sache – wir waren da keine Ausnahme.

Dad hatte eine venezianische Mutter gehabt, mit der typischen Haarpracht vieler Norditaliener: ein Wust von Locken, in dem sich alle möglichen Farbnuancen finden, von Schmutzigbraun bis sonnengebleichtes Blond. Das kann man manchmal auch auf den Gemälden alter Meister sehen, allerdings habe ich keine madonnenhaft weichen Wellen, sondern eine wilde Flut krauser Ringel. In Gegenwart meiner Schwester fühle ich mich immer wie eine zottige Löwin neben einer geschmeidigen, seidig glänzenden Miezekatze.

Der Touristenmagnet, das *Hard Rock Café*, füllte sich mit Studenten und Reisenden, der Lärmpegel stieg und mit den zahlreichen Bestellungen wurde unser Kellner mal hierhin mal dorthin gescheucht. Mein Blick wurde von einem Glaskasten angezogen, in dem vorgeblich eine original Michael-Jackson-Uniformjacke hing; ich musste angesichts meines Spiegelbilds grinsen, das optisch verzerrt so aussah, als hätte



ich so gut wie keinen Hals. Ich gähnte noch einmal. Wo-rüber hatten wir eben gleich gesprochen? Ach richtig.

»Du willst wirklich, dass ich für Signora Carriera arbeite? Das wäre der reinste Sklavenjob.« Ich kannte die Kostümschneiderin, die in Venedig in der Wohnung unter uns wohnte, ziemlich gut, da ich oft mit ihrem Hund Gassi ging, wenn sie beschäftigt war. Sie war eine ganz angenehme Nachbarin, wäre aber bestimmt eine extrem anspruchsvolle Chefin. Es grauste mir bei dem bloßen Gedanken, wie sie über meine Zeit verfügen würde.

Diamond schob ihr Dessert beiseite. »Ich hasse es, mit anzusehen, wie du dein Leben vergeudest.«

»Ich hasse Vergeudung auch. Schieb mir mal deinen Teller rüber. Dieser Käsekuchen ist v. A.«

»Wie?«

»Vom Allerfeinsten.«

Meine Schwester seufzte und verkniff sich die Bemerkung, dass ich mit meinen schlappen ein Meter achtzig auf mein Gewicht achten sollte. Nicht dass ich fett war, aber – wie sagte sie doch gleich immer? –, ach ja, ich war eine *Amazone* verglichen mit meinen Schwestern, die alle Durchschnittskonfektionsgröße trugen. Mir war das schnuppe. Wem hätte ich schon gefallen wollen? Mich fragten nie irgendwelche Jungs, ob ich mit ihnen ausgehen wollte, weil ich sie alle überragte und sie Angst vor den Spötteleien hatten. »Riesenbaby« war noch der netteste Name, den ich auf dem Internat, das ich in England besucht hatte, ertragen musste.



»Crystal, glaub nicht, dass ich dich nicht verstehe. Es war entsetzlich, dass du Dad mitten im Abschlussjahr verloren hast«, fuhr Diamond sanft fort.

Ich kratzte eine weitere Gabelspitze voll Dessert zusammen und trotzte dem aufwallenden Schmerz, den ihre Bemerkung in mir auslöste. Entsetzlich umschrieb nicht mal im Ansatz, welche emotionalen Höllenqualen ich durchlebt hatte. Er war mein einziger Bewunderer in der Familie gewesen und hatte mir immer beigestanden, wenn ich zu meinem Nachteil mit meinen sechs älteren Geschwistern verglichen worden war. Er hatte meine Körpergröße liebenswert gefunden und mich sein »kleines Mädchen« genannt, obwohl ich die kahlen Stellen inmitten der Locken auf seinem Kopf sehen konnte, wenn wir nebeneinanderstanden. Kein Wunder, dass ich meine Abschlussprüfungen in den Sand gesetzt hatte. Sein Tod hatte den besten Teil von mir mit sich genommen.

Diamond berührte mich sacht am Handrücken, versuchte, mich zu trösten, doch mein Kummer war unerreichbar für solche Gesten. »Mama hat mich gebeten, auf dich aufzupassen. Sie würde nicht wollen, dass ich dich auf der Stelle treten lasse. Sie würde wollen, dass du etwas anstrebst, was du wirklich machen möchtest.«

»Diamond, netter Versuch. Wir wissen beide, dass Mama vom Großziehen ihrer anderen sechs Kinder viel zu ausgelaugt ist, um sich wegen mir noch groß Sorgen zu machen.« Diamond war die sechstjüngste unserer siebenköpfigen Geschwisterschar und ich war



zehn Jahre nach ihr auf die Welt gekommen, zur großen Überraschung aller, vor allem meiner Mutter, die geglaubt hatte, jenseits des gebärfähigen Alters zu sein. »Sie ist eine begeisterte Oma. Wie viele sind's mittlerweile?«

»Zwölf insgesamt: Topaz hat sechs, Steel zwei, Silver eins und Opal drei.«

»Zum Glück hast wenigstens du noch den Durchblick; ich bin echt eine lausige Tante. Zwölf süße Enkelkinder zum Verwöhnen, ohne dass sie die Verantwortung tragen muss – Mama wird wegen mir also wohl kaum schlaflose Nächte haben.«

Diamond, die ewige Schlichterin, schüttelte den Kopf. Sie reckte den Finger in die Höhe und prompt brachte uns der Kellner die Rechnung. »Mama macht sich sehr wohl Sorgen um dich, aber sie ist gesundheitlich ziemlich angeschlagen. Seit Dads Tod.«

»Aha, deshalb ist sie also auch zu Topaz in die Einliegerwohnung ohne zweites Zimmer gezogen, was?« *Hör dir doch nur mal selbst zu, Crystal.* Ich klang so verbittert. Das musste ein Ende haben. Meine Misere war nicht Diamonds Schuld. Mit Dads Tod hatte Mama nicht nur ihren Ehemann, sondern auch ihren Seelen Spiegel verloren, so nannten wir Savants unseren Lebenspartner. Ich verstand die ganze Sache zwar nicht wirklich, weil ich selbst keinen hatte, aber ich wusste vom Verstand her, dass das für einen Savant dem eigenen Tod gleichkam. Als Dad gestorben war, hatte sich alles um Mamas Trauer gedreht; Diamond war damals die Einzige gewesen, die versucht hatte, mich aufzu-



fangen, als ich meine Schullaufbahn mit einem Haufen Fünfer und nicht der geringsten Zukunftsperspektive beendet hatte. »Tut mir leid. Ich bin müde. Du hast ja recht: Ich werde über deine Idee mit dem Kostümschneidern nachdenken. Ich glaube, ich pack das nicht, mein Examen zu wiederholen.«

»Gut. Du hast echt so viel Potenzial; ich will doch nur, dass du erst mal eine Richtung für dich findest.« Diamond lächelte mich auf ihre besondere Weise an. Sie hatte eine unglaubliche Begabung dafür, gebeutelten Seelen Trost zu spenden, und jetzt, da ich mit ihren besänftigenden Kräften in Berührung gekommen war, fühlte ich mich gleich viel besser. Ihre Fähigkeit war sehr gefragt in der Gemeinschaft der Savants und sie wurde oft gebeten, zwischen zerstrittenen Lagern zu schlichten. Wir Savants sind Menschen, die mit einer besonderen Beigabe geboren worden sind; manche können die Zukunft vorhersehen, andere haben die Fähigkeit, mittels Gedankenkraft Dinge zu bewegen oder sich telepathisch zu unterhalten. Es kann allerdings jede Menge Konflikte geben, wenn dermaßen viele begabte Leute auf einen Haufen zusammenkommen – wie eine Schar von Operndiven im Teatro la Fenice, die alle darum wetteifern, im Rampenlicht zu stehen. Diamond hatte die beste Begabung in unserer Familie. Es war ziemlich cool, dabei zuzusehen, wie sie einen aggressiven Wortführer von einem zähnefletschenden Kampfhund in ein schwanzwedelndes Schoßhündchen verwandelte. Alle meine Geschwister hatten in einem gewissen Maß eine besondere Begabung. Nur ich nicht.



Ich entspreche dem, was in der Welt von Harry Potter als ›Squib‹ bezeichnet wird. Um nicht zu sagen, ich bin ein Totalreinfall. Da ich als siebtes Kind zur Welt gekommen bin, hatten alle erwartet, ich würde die absolute Savant-Granate werden. Stattdessen bekamen sie ein Mädchen, das dir sagen kann, wo du deine Schlüssel verbummelt hast. Ja, genau – ich sehe Kram, zu dem du in Beziehung stehst, wie irgendwelchen die Erde umkreisenden Weltraummüll, und kann, falls nötig, die ungefähre Richtung angeben, wo du etwas Verlorengegangenes finden kannst. Telepathisch kommunizieren tue ich nicht, denn sobald ich Verbindung zu anderen Savants aufnehme, ist es so, als würde ich in einen Haufen kaputter Satelliten reinrauschen, und dann werde ich aus der mentalen Umlaufbahn geschleudert. Mit anderen Worten: Ich bin ziemlich unnütz, denn meine Begabung taugt nur zum Partygag oder als Hilfe für die Vergesslichen. Trotzdem macht meine Familie gern und oft Gebrauch von mir.

So zum Beispiel gestern. Topaz rief mich an, als wir am Flughafen waren, allerdings nicht, um mit mir zu quatschen. »Crystal, Felicity hat ihren Mantel irgendwo in der Schule liegen lassen. Bist du so lieb und sagst mir, wo er ist?« Meine Schwester war die Mutter des schusseligsten Mädchens auf der ganzen weiten Welt.

Meine Gabe funktioniert auch noch auf eine gewisse Entfernung, in diesem Fall auf zehn Meilen, da wir gerade in Heathrow waren und umsteigen mussten. Ich schloss die Augen und lavierte mich zwischen all dem



Kram hindurch, der in Felicitys Geist herumwirbelte und ... »Er ist hinter den Zeichentisch gerutscht.«

»Was in aller Welt macht er denn da? Na egal. Danke, Schätzchen. Bis bald.«

So verlaufen die Gespräche, die ich mit meinen Brüdern und Schwestern führe, immer. Ich bin die Ratgeber tante in Sachen Alltagstohuwabohu.

Meine Begabung ist eher Last als Segen. Was insofern besonders ätzend ist, weil das Dasein als Savant sowieso schon einen dicken fetten Haken hat: Es ist die Bestimmung von uns allen, unser Gegenstück zu finden, das uns vervollständigt, unseren Seelenspiegel. Unser ganzes Leben suchen wir nach diesem anderen Menschen, aber es besteht nur eine geringe Chance, dass wir ihn treffen, denn er könnte überall sein. Das muss man sich mal reinziehen – wenn dein Partner stirbt, bleibst du für immer allein und am Boden zerstört zurück, so wie es Mama mit dem Tod von Dad ergangen ist. Ich hatte Geschichten von Seelenspiegeln gehört, die sich erst im hohen Alter kennengelernt hatten. Und dann spricht man vielleicht noch nicht mal dieselbe Sprache. Meine Brüder und Schwestern teilten unterschiedliche Schicksale: Steel hatte Glück gehabt und im Alter von 25 Jahren mithilfe einer auf Savants spezialisierten Partnerbörse seinen japanischen Seelenspiegel kennengelernt. Sein Zwilling, meine Schwester Silver, hatte auf ihren nicht gewartet und bereits eine turbulente Scheidung hinter sich. Topaz war mit ihrem Mann glücklich; aber wir wissen alle, dass er nicht der Richtige ist, auch wenn er ein klasse



Typ ist. Opal hat ihren Seelenspiegel in Johannesburg gefunden und lebt jetzt dort. Und unser jüngster Bruder, Peter, steckte in der gleichen Situation wie Diamond und ich: Er wartete.

Ich hegte für mich nicht allzu viel Hoffnung: Falls mein Gegenstück existierte, wäre er entweder wahn-sinnig begabt, um meine Unzulänglichkeiten auszubü-geln, und ich wäre dann zu einem Leben in seinem Schatten verdammt, oder er würde zu meiner mickri-gen Begabung passen und eine solche Lusche sein, dass wir uns vermutlich gar nicht erkennen würden. Tele-pathie konnte ich nicht ohne schlimme Nebenwirkun-gen benutzen; und Savants können nur feststellen, ob sie zueinander passen, wenn sie sich im Geist treffen. Manchmal war es echt ätzend, ich zu sein. Da ich mir meiner Defizite bewusst war, versuchte ich, die Gesell-schaft anderer Savants möglichst zu meiden, vielleicht wäre also eine Karriere als Kostümschneiderin gar keine schlechte Sache für mich?

Diamond bezahlte die Rechnung und wir suchten unsere Sachen zusammen. Als wir in die kühle Herbst-luft hinaustraten, brauchten wir einen kurzen Moment, um uns in der fremden Umgebung zu orientieren.

»Hier riecht es ganz anders als in Venedig.« Diamond spähte zwischen den Hochhäusern zum sternenüber-säten Himmel hinauf.

»Ja, weil es dort immer feucht ist oder nach Kanali-sation stinkt. Wenn wir weiterhin da leben, werden sich bei uns noch Kiemen und Schwimmhäute bilden.« Ich hakte mich bei ihr unter und lotste sie in Richtung



Hotel. Es war nur wenige Blocks entfernt und ich fand mich zurecht, indem ich erspürte, wo sich mein Koffer befand. Was für ein seltsames Gefühl, in den Schluchten zwischen den hoch aufragenden Gebäuden mit den anonymen Glasfronten zu spazieren, wo wir Straßen mit verschnörkelten, verschrobenen und bröckelnden Bauten gewohnt waren.

Diamond hinterfragte nicht, in welche Richtung wir marschierten, denn sie wusste, dass ich die Instinkte einer Brieftaube hatte. »Und woher weißt du, dass ich nicht schon längst Schwimmhäute zwischen den Zehen habe? Ich lebe ja schon länger als du in der Wohnung unserer Großmutter.«

Ich kicherte. »Nonna hatte welche, ich schwöre. Als waschechte Venezianerin war sie bestimmt zur Hälfte Meerjungfrau.«

»Na ja, man kann nicht weiter vom Meer entfernt sein als hier in Denver.« Diamond geriet kurz ins Taumeln, halb benommen vor Erschöpfung. »Das ist echt komisch, aber irgendwie fühle ich mich hier so zu Hause, als hätte ein Teil von mir immer darauf gewartet herzukommen.«

»Diamond!« Mein Alarm schlug einen Moment zu spät an. Drei Männer traten zwischen zwei verrammelten Läden in die dunkle Gasse hinein und schnitten uns den Weg ab. Ich sah dunkle Kapuzenpullis, vermurmelte Gesichter, ein gezücktes Messer. Einer griff nach dem Riemen von Diamonds Schultertasche und schnitt ihn durch. Unvernünftigerweise versuchte sie, die Tasche festzuhalten, und wurde herumgeschleu-

